Abonnementspreis
mit der wöchentlich gratis [illegible] Unterhaltungs-Beilage [illegible] der Arbeitszeit. Bringerlohn 10 Pf., bei Gebührenbezahlung in den Ausgabestellen [illegible] Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6407) pro Vierteljahr M. 2.25. Unter Streifband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1208.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden."

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wöchentlich beständiger Einrückung eines Inserates Rabatt gewährt. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate werden bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben oder auch dort im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geöffnet von morgens 6 Uhr ununterbrochen bis 6 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1708.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 154. | Dresden, Dienstag den 8. Juli 1902. | 13. Jahrg.

Die bayrische Wahlrechtsfrage.

IV.

Kuhhandel.

Der „echte parlamentarische Wechselbalg", wie Bebel die Wahlrechtsresolution nennt, der unsere Vertreter ihre Zustimmung gegeben haben, hat noch mehr Verschlechterungen, als die im vorigen Artikel beleuchtete „Wahlentrechtung". Vielleicht sind diese derartig, daß Bebel mit Recht sagen konnte, die Landtagsfraktion habe es so schlimm getrieben, daß „die Nationalliberalen es nicht schlimmer machen könnten".

Prüfen wir.

Da ist erstens die Vorschrift, daß der Wahlberechtigte künftig ein ganzes Jahr Steuern bezahlt haben muß, während bisher nur ein halbes Jahr festgesetzt war. Das scheint eine Erschwerung, ist aber in der Praxis gehupft wie gesprungen. In Bayern giebt es kaum einen Arbeiter, der nicht mindestens die geringste Steuersumme von 50 Pf. an den Staat bezahlt. Längstens nach Absolvierung der Militärzeit fängt hierzulande der Arbeiter an, Steuern zu zahlen; ein ganz erheblicher Prozentsatz hat schon vorher seinen Tribut entrichten müssen. Steuerfrei sind lediglich die Hauskinder, die im Geschäft des Vaters arbeiten, und diejenigen Arbeiter, die bei ihrem Arbeitgeber in Kost und Logis sind, also keine eigene Wohnung haben. Auf dem Lande fallen hierunter die Knechte, soweit sie nicht als Parzellenbesitzer doch steuerbar sind, und in den Städten ein nicht mehr nennenswerter Prozentsatz von Arbeitern, die so oder so kein Wahlrecht besitzen. Bei den Steuerzahlern spielt es aber wirklich keine Rolle, ob sie ein halbes oder ein ganzes Jahr zur Steuer herangezogen sein müssen, denn nun, wo das Wahlrecht auf 25 Jahre erhöht ist, haben sie in ihrer erdrückenden Mehrzahl nicht bloß zwölf Monate, sondern schon einige Jahre lang Steuern entrichten müssen.

Erheblicher ist die Ausdehnung der Staatsangehörigkeitsdauer auf ein Jahr. Bislang war dafür keine Frist vorgesehen. Aber erwerben mußten sich diejenigen, die wählen wollten, auch bislang schon die Staatsangehörigkeit. Nun wird man sie mindestens ein Jahr vor dem Wahltermin dazu ermuntern müssen. Das wird schwieriger sein in einer Zeit verhältnismäßiger Stille, als in Wochen, wo in den Städten schon so etwas wie Wahlkampf tobt. Unverkennbar. Aber spielen die „Ausländer" denn in der Wählerschar wirklich die große Rolle, die man sich gewöhnlich vorstellt, wenn man von der „Fluktuation" vornehmlich in sozialdemokratischen Kreisen spricht? In München, das eine Fremdenstadt wie wenige in Deutschland ist, leben — täuscht mich mein Gedächtnis nicht, die genauen Zahlen habe ich nicht zur Hand — rund 11 Proz. Fremde, darunter 8 Proz. nichtbayrische Deutsche, die hier allein in Frage kommen können. Im Landesdurchschnitt wird man nicht wohl über 2 Proz. gehen dürfen. Davon wird mindestens die Hälfte auch früher nicht zum Erwerb der Staatsangehörigkeit heranzuziehen gewesen sein; bliebe 1 Proz., bei dem die Schikane wirksam werden könnte. Ein Bruchteil davon — die Besten — wird unter allen Umständen so viel Parteiinteresse hegen, um sich rechtzeitig die Staatsangehörigkeit zu sichern, und dieser Bruchteil wird dann erheblich anschwellen, wenn das direkte Wahlverfahren ihm einen glatten Gebrauch seines Wahlrechts gestattet. Sicherlich wird es ohne große Mühe unter dem neuen Zustand der Dinge gelingen, bei einjähriger Karenzzeit mehr „Ausländer" zur Wahlberechtigung heranzuziehen, als unter dem indirekten System ohne jede Probezeit. Das direkte Wahlrecht hebt auch diese schikanöse Bestimmung in der Praxis auf.

Bleibt die Bevorzugung des platten Landes auf Kosten der größeren Städte. Sie liegt in dem Spielraum, der für die Bevölkerungszahl der Wahlkreise gelassen ist. Er bewegt sich zwischen 32000 und 44000; der Durchschnitt soll 40000 statt bisher 31500 betragen. Bebel sagt, damit werde die „größte Ungerechtigkeit" als Grundsatz für ein Gesetz aufgestellt. Eine Ungerechtigkeit ohne Zweifel, aber die „größte"? Eine weit größere bietet der Zustand von heute, wo nach der Bevölkerungszahl von 1875 gewählt wird, wo in München auf 83000 und in Nürnberg auf 65000 Seelen ein Abgeordneter entfällt. Wenn statt dessen die Seelenzahl auf 44000 herabgesetzt ist, so wird das Unrecht, das München zugefügt wurde, um die Hälfte, dasjenige, unter dem Nürnberg zu leiden hatte, um ein Drittel reduziert. Bebel nennt das einen „kompromittierenden Beschluß" und er spricht von einem „bösen verhängnisvollen Geist", der die bayrische Landtagsfraktion geleitet habe. Weil es nicht gelungen ist und bei den Machtverhältnissen in der Kammer nicht gelingen konnte, das ganze Unrecht zu tilgen und Stadt und Land gleichzustellen, deshalb behauptet Bebel, die Fraktion habe einer Revolution zugestimmt, „welche die Landbevölkerung auf Kosten der Stadtbevölkerung begünstigt und nur zum Schaden unserer Partei ersonnen wurde". In Wirklichkeit wird nach dieser Revolution München 11 statt bisher 6, Nürnberg 5 statt bisher 4, Würzburg, Ludwigshafen und Kaiserslautern je 2 statt bisher je 1 Abgeordneten erhalten, wird die Abgeordnetenziffer von 150 auf 163 erhöht und das Land 9 Abgeordnete verlieren. So sieht der „Schaden" aus, den die Fraktion unserer Partei zugefügt hat.

Sicherlich bleibt auch jetzt noch eine ungerechte Begünstigung des Landes auf Kosten der Städte übrig, aber wird dieser Rest, der nun einmal nicht hinwegzuwischen war, nicht doppelt und dreifach aufgewogen durch den Umstand, den erst die direkte Wahl mit relativer Mehrheit ermöglicht, daß künftighin alle Kompromisse und Kuhhandel wegfallen werden?

Vor und auf dem Tage von Hannover hatte die bayrische Partei schwere Angriffe wegen ihres Kompromisses mit dem Zentrum gegen die Liberalen auszuhalten. Das Trückende dieses Kuhhandels empfanden die bayrischen Genossen sehr wohl; so lange aber das indirekte Wahlsystem besteht, ist an eine Aenderung darin nicht zu denken.

Nun bietet sich die Gelegenheit, diesen unwürdigenden Fessel abzustreifen, den künftigen Wahlkampf streng proletarisch im ganzen Lande zu führen, die Lehre des Klassenkampfes ohne Rücksicht auf Zentrum oder Liberalismus den Landtagswählern in den letzten Dörfern zu predigen und nun erklärt Bebel, daß dieser Umschwung „zum Schaden unserer Partei" ausschlagen müsse, daß „die nüchterne Staatsmännischkeit, der Ueberseer für sogenannte praktische Politik" die Fraktion veranlaßt habe, „den Teufel mit Beelzebub auszutreiben".

Wahrlich, um mit Bebel gegen Bebel zu sprechen: „Man sollte eine solche Stellungnahme nicht für möglich halten."

Der Lockspitzel.

Der Prozeß gegen den Genossen Morawetz und die Genossin Dr. Wolde ist nicht nur wegen der Schwere der verhängten Strafen ein düsterer Beleg zur gegenwärtig herrschenden Polenpolitik, sondern er enthüllt auch die infamen Mittel, mit denen in Oberschlesien staatsanwaltlich gearbeitet wird. Man muß sich an die Zeiten des Sozialistengesetzes erinnern, um Beispiele gleich ruchloser und gleich ausgesuchter Lockspitzelei zu finden, wie sie dort geübt wird. Es scheint, als ob dort der Polizeithaler mit dem Polizeirabel in trautem Verein wirksam sei.

Ein bürgerliches, legitimistisches Blatt, die Kattowitzer Zeitung, bringt einen ausführlichen Bericht über die Vernehmung des im Prozeß als Polizeispitzel entlarvten August Gaßner. „Ein geradezu kolossaler Junge" — so schreibt das Blatt höchst naiv — „war der erstmalige Theologe und derzeit beschäftigungslose Agent Gaßner aus Beuthen. Der immer sehr eifrige Parteimann, welcher sich gern mit radikalen Redewendungen vergnügte, und sich oft sogar als blindwütiger Anarchist — mit Worten natürlich — aufspielte, entpuppte sich als ein Polizeispitzel erster Sorte".

Wir lasen den Bericht über die Vernehmung dieses Lumpen folgen:

Der Vorsitzende ermahnt den Zeugen ganz besonders eindringlich, die Wahrheit zu sagen und sich nicht etwa durch irgendwelche Rücksichten zu falschen Aussagen bestimmen zu lassen oder den Angeklagten Dinge an den Kopf zu werfen, die nicht wahr seien. Er möge recht vorsichtig bei seinen Bekundungen sein und nur das auslassen, was er mit gutem Gewissen verantworten könne. — Vorsitzender: Kennen Sie die Angeklagten? — Zeuge: Ja. — Vorsitzender: Woher kennen Sie dieselben? — Zeuge: Ich habe mit ihnen im engeren Verkehr gestanden. — Vorsitzender: Was meinen Sie für einen Verkehr, war derselbe ein freundschaftlicher, ein geschäftlicher oder ein parteilicher? — Zeuge: Ein parteilicher. — Vorsitzender: Haben Sie auch öfters im Redaktionslokal der Gazeta robotnicza vorgesprochen? — Zeuge: Ja. — Vorsitzender: Was haben Sie dort gesucht? — Zeuge: Ich war geschäftshalber und lesenshalber dort. — Vorsitzender: Waren Sie einmal dort und haben Bücher gekauft? — Zeuge: Ja. Es war im Februar oder März. — Vorsitzender: Sind Sie in der Absicht hingegangen, um Bücher zu kaufen? — Zeuge: Nein. — Vorsitzender: Sind Ihnen Bücher angeboten worden? — Zeuge: Nein, ich habe selbst gekauft. — Vorsitzender: Sind Ihnen die Bücher besonders empfohlen worden? — Zeuge: Nein, ich verlangte bloß ein paar Bücher zum Lesen. — Vorsitzender: Wollten Sie die Bücher kaufen oder dieselben nur geliehen haben? — Zeuge: Ich wollte sie kaufen. — Vorsitzender: Sind Ihnen die drei Schriftchen (zeigt dem Zeugen die inkriminierten Broschüren) übergeben worden? — Zeuge schweigt. — Vorsitzender: Haben Sie die drei Schriftchen gekauft? — Zeuge: Ja, ich habe sie aber nicht gelesen. — Vorsitzender: Das ist aber merkwürdig. Sie sagen, daß Sie die Broschüren zum Lesen kauften, wollen dieselben aber nicht gelesen haben. — Zeuge: Ja, ich gab 1.55 Mark dafür. — Vorsitzender: Waren damals, als Sie in die Gazeta robotnicza kamen, noch andere Leute dort? — Zeuge: Ja, es war auch ein Mann aus Schwientochlowitz da, von dem die Leute sagen, er stände mit der Polizei auf schlechtem Fuße. — Vorsitzender: Erkennen Sie die Bücher wieder, die Sie damals gekauft haben. Sind es diese hier. (Zeigt dem Zeugen die beschlagnahmten Broschüren.) — Zeuge: Ja. — Vorsitzender: Was ist mit den Büchern geschehen? — Zeuge (nach einer Pause): Ich weiß es nicht. — Vorsitzender: Haben Sie dieselben niemandem gegeben? — Zeuge schweigt. — Vorsitzender: Haben Sie die Broschüren bei sich? — Zeuge schweigt. — Vorsitzender: Ich frage, haben Sie die Broschüren? — Zeuge: Nein. — Vor-

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(32. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Mettmann scheute nichts auf der Welt als die Augen seines Sohnes, das fühlte er jetzt deutlicher als je; hätte er vor Jahr und Tag seine Zahlungen einstellen müssen, er hätte es mit einem lachenden Fluche gethan und ruhig eine neue Thätigkeit angefangen, ja, wäre er durch eines seiner gewagten, unsauberen Geschäfte auf die Anklagebank gekommen, der Kampf mit dem Strafgesetz hätte ihn vielleicht gereizt. Alle diese Zukunftsbilder waren oft an ihn herangetreten und hatten ihm nicht den Schlaf geraubt. Er hatte auch nicht immer eigentlich für seinen Sohn gearbeitet, die Entschuldigung konnte er nicht gelten lassen, es war ihm eine persönliche Lust, gefährliche Geschäfte zu wagen und höhere Menschen zu knechten; bei dem letzten Zwecke seiner Arbeit aber, bei seinem Streben nach Reichtum, war immer nur der Sohn und dessen Zukunft im Gedanke, und nun, da der Erfolg endlich winkte, ja, gerade recht im entscheidenden Augenblicke stand dieser Sohn wider ihn auf.

Mit geschlossenen Augen nahm Mettmann endlich Richards Worte auf wie wohlverdiente Schläge. Er zitterte vor dem Schluß, den der Sohn aus allen seinen Vorwürfen ziehen mußte, und er atmete auf, als Richard die Beschimpfung nicht gegen ihn selbst wandte, sondern gegen die Mitarbeiter an seinem Blatte.

Diese Kerle verdienten es nicht anders. Richard hatte recht. —

Das war der Gedanke, den er sich rasch, wie von einem Alp befreit, ein ums andremal wiederholte.

Plötzlich öffnete er die Augen, und es blitzte aus ihnen wieder einst von dem alten Uebermut.

Wenn Richard die Wahrheit sprach und wenn Gottlieb Mettmann um des Sohnes willen ein Gentleman werden mußte, so war das am Ende ein Glück für das Blatt; gewiß, das Ziel, das ihm heute in der Redaktion vorgeschwebt hatte, konnte nur auf dem Wege erreicht werden, den Richard verlangte. Da sah man doch, daß das Geld für die vielen Schulen nicht umsonst ausgegeben war. Richard hatte es böse gemeint, aber seine Worte waren trotzdem nur die Ankündigung des letzten der Siege, die der heutige Tag gebracht hatte.

Mettmann schritt wie beflügelt vor seinem Sohne auf und nieder.

„Lauter Gentlemen!" rief er. „Du hast ganz recht, Junge; mit Deinen klaren Augen siehst Du das vergrabene Gold wie ein Sonntagskind. Du hast recht, die Kerle, die mir bisher gedient haben, schmeiße ich zurück auf die Straße, von der ich sie aufgelesen habe; ich will ihnen morgen meine Meinung sagen, daß sie quietschen, und die besten Federn aller meiner Konkurrenten kaufe ich zusammen für mein Blatt! Du sollst Dich seiner nicht zu schämen haben, Junge; es soll ja groß werden, daß alle anderen Zeitungen von Berlin von der Wucht zerdrückt werden, ich habe es ihnen sogar heute in der Redaktion schon gesagt! Das Monopol für Deutschland will ich mir erwerben, ohne Reichstag, ohne Gesetz, erzwingen will ich's ganz allein; sie sollen betteln kommen zu mir und zu Dir, die alten Herren Verleger, die Herren Aristokraten, die mir „Herr Mettmann" antworten, wenn ich „Herr Kollege" gesagt habe. Du hattest mich heute auf der Redaktion hören sollen! Die Maschinen thun's nicht, das Papier thut's nicht, die vornehmen Federn sollen's machen, und wenn meine Kerle, die vornehmen Federn sollen's machen, und wenn meine Kerle, wie Du sagst, keine guten Federn sind, so zerspittere ich sie so!" Und er faßte einen Federhalter vom Tintenfaß und stieß die Spitze so heftig in den Schreibtisch, daß die Stahlfeder und der Halter zerbrachen; nur die beiden feinen Spitzen blieben im Holze stecken.

Richard erschrak vor dem Ungestüm des Vaters, das er noch niemals so schrankenlos hatte walten sehen; nur unklar erinnerte er sich aus seiner Kindheit, daß der Vater alle Freunden und Leuten des Hauses zu verschenken liebte und sich freute und gern in eine wilde Stimmung hineinredete.

Der Alte ließ ihn nicht zur Besinnung kommen; er faßte ihn unter den Arm, ging mit ihm etwas ruhiger auf und nieder und ließ sich die Schriftsteller und Gelehrten nennen, die Politiker und die Dichter, welche nach Richards Meinung dem Blatte zur Zierde gereichen würden. Richard war völlig bezwungen, als er diese Wirkung seiner heftigen Worte wahrnahm.

So gingen denn Vater und Sohn diesmal noch in Eintracht auseinander. Der alte Mettmann bildete sich ein, durch die vornehmen Ansprüche seines Sohnes plötzlich auch einer von den aristokratischen Verlegern geworden zu sein, die er zu verachten vorgab und denen er sich tiefs Leben gern gleichgesetzt hätte.

Richard aber hatte die erste ruhige Stunde seit seiner Rückkehr. Wenn ein Gefühl tiefer in sein Innerstes wurzelte als seine Neigung zu Johanna, so war es der alte, unklare Knabenwunsch, das Verhältnis zu seinem Vater freundlich zu ordnen.

Und wenn ein Schmerz schwerer auf ihm lastete als das schändliche Elend Johannas, so war es die Ueberzeugung gewesen, daß sein Vater ihm durch sein ganzes Wesen jetzt ferner stand als je. Und nun hatte seine Empörung ihm den Mund geöffnet, er hatte gegen den Vater ein beleidigendes Wort gesprochen und statt einer weiteren Entfremdung, statt eines unnatürlichen Bruches war ein Einvernehmen daraus gefolgt. Das mußte noch besser werden; Richard wollte seinen feineren Geschmack, seine höhere Bildung dem Vater zur Verfügung stellen und endlich an der Veredelung der Zeitung mitwirken, anstatt trotzig nur Seite zu stehen und dem Vater unrecht zu thun; er wollte ihn und das Blatt schnell zu sich emporheben und sich so am eigenen Vater einen Freund erobern.

Frischer als je eilte er noch in derselben Stunde zu Frau Veerdine; er machte nur den Umweg über die nächste Blumenhandlung, um der blassen Freundin am Krankenlager nicht ohne einen Strauß entgegenzutreten. Die Auswahl war nicht sehr groß; die beiden hübschesten Stücke waren noch ein großer Veilchen von langstielligen Petersveilchen und ein Spiegel, dessen einfacher Metallrahmen mit einem dichten Kranz von Maiglöckchen und Veilchen umwunden war; er hatte diese Eintagsblumen nicht sehr nicht besonders Lieblingsblume, aber er mochte ihr auch nicht die Veilchen bringen, er wußte den Grund ihr Augenleiden selber nicht. So kaufte er den Spiegel und ließ Aufzug, ihn sofort an die Adresse bringen zu lassen; er

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020708/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG